

(Nachdruck verboten.)

41) Im Namen des Gesetzes.

Von Hans Span.

„Aha doch nicht tot machen!“ sagte Georg bange. „Mensch, Du bist doch ein gräßlicher Quatschkopp! Wer sagt denn wat von totmachen? wah? Un denn, nebenbei, wenn wa det nu schon mal erörtern wollen, um wat wandelt et sich denn da? Is denn det wat anderes, als wenn id ne schädliche Insekte mit den Stiebel tottrette? Haste mir nich selbst nicht eenmal, aber zehnmal jesagt, vor die wäre keene Strafe hart jenuch? Die hätte soville Menschenleben uff't Zewissen, det se selbst nach ihrem Tode keene ruhje Stunde mehr haben kennte? . . . Un Deine Schwester, hat se die nich ooch uff die Strafe jebracht un sojar unta Kontrolle? Un det Du heite so weit bist, wer is 'n dadran Schuld? Keen anderer, wie det olle Mistfidel! . . . Denn hätteste damals nich Deine Ella in ihrer Bude jesunden, denn hätteste janich dran jedacht, Dir mit de Ziehleite runzuzufagen un wärst vielleicht heute selbst noch eener! . . . Un wenn de det nu allens bedenkst, denn tuhste, wie wenn die da oben son kleenet unschuldiget Kindeken wär, det de nich antippen möchtest?! Mensch haste denn ja keen Charakter nich?!“

„Na ja,“ sagte Georg, förmlich an den Worten kauend, „id will ja ooch . . . un id bin ja ooch mit dabei, selbstredend! . . . id meine bloß . . . 'n Macht! (Mord) . . .“

„'n Macht! . . . Macht! . . . Wer redt denn davon! Det olle quatsche Wocht brauchst erst janich in Dein Mund zu nehmen! Da denk id janich dran! Und det is ja ooch ganz iebaschlüssig, hier in den Fall! . . . Die kriecht ne Aethermaske ieba die Neese un fertig is de Raubel . . .“

„Ne Aethermaske?“

„Na ja, Du Schlemminer! Id bin doch nich umsonst 'n janzet Jahr Lazarettjehilfe jeseesen, in't Z. . . . (Zucht-haus). Id habe dadrin par Dukend die Kappe iebat jesicht jelegt un der Arzt hat sojar jesagt, id hätte ne sehr slichliche Hand in sowat . . .!“

Er lachte unheimlich.

„Det is allens schlank, aber wat det Zavern (Morden) betreffen tut . . .“

„Was?“

„Na, dodmachen, abmurksen meinswejen! . . . Da will id Dir gleich mal meine Meinung drieber sagen. Wenn eener, sowie bei mir jahrelang, Tag for Tag un Nacht for Nacht, alleine in seiner Zelle licht, denn denkt er ieba all sowat nach un wird sich ooch klar dadrieber. Id habe eben ooch meine besonderen Ansichten, un die jipeln in den Spruch: „Wie de mir, so id dir!“ Denn seh mal, brech id wo in un treffe wirklich mal een un er hält die Schnauze, denn bin id doch wahrhaftig der letzte, der 'n wat tut! Denn wozu wer id denn partuh perfochem (gewalttätiger Dieb, Mörder) aus mir machen! Id bin doch 'n Mensch un keen Raubtier, wat gleich jeden an de Kehle springt! Un denn, außerdem . . . seh mal, Du weest ja noch nich, wie demlich un wie faul das unsere Polizei is! 'n Inbrecher finden, det passiert se höchstens mal durch Zufall oder mit 'n Achtjroischenjungen (Vigilant, Spigel) . . . Aber 'n Merder! Da is plötzlich de ganze Bande uff de Beene! Wie een Schlag, un de Zeitungen machen ooch gleich mechtigen Radau. Un de Beamten wern anjeshnauzt, wenn nisch rauskommt! Es kann se soja ihre Stelle kosten! Dadrum arbeiten se da, wenigstens in de erschte Zeit, später, ja nachher ooch nich mehr so. . . . Aber det Publikum wird ooch scharf jemacht durch de hohen Belohnungen, wo uff so eenen jeseht wern. Un schließlich, wenn man nich ganz vorsichtig is, oder man hat Pech, denn kann man doch noch jesagt werden, is doch vorje Woche wieder erst eener hinjericht worn in Blökensee!“

Georg fiel die Zigarre aus den zitternden Händen.

„Na steck man 'n Streichholz an, sonst wirst se nicht finden!“ sagte der Grüne.

Georg tats. Nach zwei vergeblichen Versuchen bekam er Feuer un der grüne Heinrich bemerkte im Licht der kleinen

Flamme, wie afschahl das Gesicht des sich Niederbeugenden war.

Der Verbrecher sah ein, daß er den Zitternden beruhigen müsse un sagte mit freundlicher Stimme.

„Nee, da sei man ganz ohne Sorge! Wir machen uns de Hände nich rot! Lieber lassen wir den ganzen Wokkuppen (Geldkaffe, hier Geldfasseneinbruch) schießen!“

Georg lachte gequält, aber er wurde doch ruhiger.

In der Stille des lichtlosen Kellers, in dem man nur das beiderseitige Atmen un das leise Geräusch der Kleider hörte, wenn einer sich bewegte, erschien mit dringender Deutlichkeit das Bild des Verbrechens, das sie begehen wollten, vor dem geistigen Auge des ehemaligen Arbeiters. . . . Er sah in einem Zimmer, das sich irgendwie erhellte, die schlafende Frau, sah den Grünen, wie er sich über das Bett beugte un sah, wie dieser die Poppe betäubte; dann zogen sie den eisernen Geldkasten unter dem Bett hervor; mit den Schlüsseln, die auf dem Nachttischchen lagen, wurde die Kassette geöffnet. Nun noch das Geld heraus un fort! . . . Das ging alles so leicht un ohne das geringste Hindernis, daß es einfach Wlech war, sich soviel Kopfschmerzen darüber zu machen. Aber wenn sie nun doch aufwachte? . . . Ach was, wie kann sie denn aufwachen? Denn mühten ja die Deute, wie sie im Krankenhaus so oft betäubt werden, ja auch mitten in der Operation aufwachen.

Mitten im Nachdenken schrak er zusammen. Sein Komplize hatte ein Bündholz angestrichen, um nach der Uhr zu sehen.

„Wie die Zeit vajeht,“ sagte er, „is schon halb eins. um eins müssen wa ruff! Später is ooch nisch, denn so um zwee rum kommt der Portjeh oder ooch 'n Wächter . . . wird woll irjend wo de Kontrolluhr stechen. . .“

Georg sah ganz kraftlos auf einer alten umgekehrten Riste, er rückte leise von dem Grünen ab, als fürchte er, dieser könne bei einer Verührung seinen elenden Zustand merken. Noch ne halbe Stunde . . . noch ne halbe Stundel brummte un sumnte es in seinem Schädel, dann müssen wir raus. . .“

Und auf einmal, dem Knopfdrücker war, als seien nicht fünf Minuten seitdem verflossen, sagte der andere:

„So, jetzt is's Zeit! nu los! Zieh die Stiebeln aus! . . .“

Georg tat mechanisch, was der andere von ihm haben wollte, der sich selbst seiner Fußbekleidung entledigte.

Sie gingen über den Hof, der im matten von den Wolken gedämpften Mondlicht lag. Und der Grüne hielt vor einer Stelle, wo ein längliches Loch, schmal wie eine Schießscharte, in der beschatteten Hauswand sichtbar wurde.

„Das ist die Speisekammer,“ sagte er.

„Die anderen Fenster haben alle Zitter! Aber hier jehst! Wäck Dich mal!“

Er hatte etwas Flatterndes in der linken Hand als er, sich mit der rechten aufstützend, auf Georgs Rücken kletterte, der jehst, wo es ernst wurde, eine brutale Energie in sich spürte un beinahe alle Furcht verlor.

Er hörte, die Last des Grünen mit Leichtigkeit tragend, ein Knirschen un Knistern von brechendem Glas. . . . Dann das Quietschen eines nichtgeschmierten Riegels. . . . Seine Last wurde leichter, er richtete sich auf un sah den Grünen mit dem Oberleib in der schmalen Spalte verschwinden. . . .

„Gilt mir doch!“ Klang dessen unterdrücktes Stöhnen.

Einen Augenblick war's Hellwig, als sollte er den Grünen in dieser Klemme stecken lassen un sich selbst in Sicherheit bringen. . . . Aber sein kameradschaftliches Gefühl empörte sich dagegen. . . . Und wo sollte er auch hin? Kam ja nicht einmal hier heraus, aus den: Hausel . . .

Er schob un drängte den anderen. Der mahnte:

„Sachte! . . . Sachte! . . .“

Dann verschwand er plötzlich. Und Georg, der jehst frei un mutig aufatmete, bedachte sich keine Sekunde, ihm zu folgen. Jener brauchte nicht zu helfen, so geschickt machte es Georg.

In der Küche, zu der die offene Speisekammertür hinein-führte, konnte man ohne Licht sehen. Im Korridor steckte der Grüne ein Lichtstumpfen an.

Dann lauchten sie lange. . . . lange. . . .

„Schläft wahrscheinl'ch schon,“ brummte der grüne Heinrich, „aber wo?“

Ja, das war eine schwierige Frage, das sah Georg wohl ein. Aber da war ein Kleiderriegel, an dem weibliche Garderobe hing.

„Lauben haben muß man (Glück haben),“ flüsterte der Juchthäusler.

„Wieso Lauben?“ wollte Georg fragen, unterließ es aber. Der Grüne drückte, sein Licht verlöschend, auf die nächste Türklinke. . . Bei Gott, sie war offen. . . Mit unendlicher Vorsicht vergrößerte er den Spalt und schlüpfte hinein, dem anderen ein „Wartel“ zuraumend.

Georg wartete gerne. Aber seine große Furcht war dahin. . . Er sah jetzt nur noch die mit Gold und Scheinen gefüllte eiserne Schatulle vor sich. . .

Mit einemmal war's ihm, als ob's drin im Schlafzimmer hell würde. Und er fuhr wild zurück, als die Tür aufging und der Grüne mitten im hellen Licht der elektrischen Beleuchtung stehend, ihm winkte. . .

„Sind Koll-Laden vor, da sieht man draussen nisch“, sagte er ganz ungeniert sprechend, „da brauchen wir uns janich in Acht zu nehmen. . . Da siehste, wie se schläft! . . .“

(Fortsetzung folgt.)

Die Joppe.

Von Ernst Preczang.

Wenn Peter Wulle sich des Morgens von seinem Lager erhoben hatte, das er Bett nannte — es war nur ein buntes Gemengsel von Lumpen und Strohhissen —, wenn er hineingestiegen war in die Hosen, die aus lauter Fäden zusammengeknüpft schienen, dann nahm er kopfschüttelnd die Jade von der Lehne des dreibeinigen Stuhles und hielt sie prüfend gegen das Licht, das matt und farblos durch das kleine Fenster in seinen Lumpenkeller fiel.

Die Jade erschien ihm dann wie ein Sieb, dessen Geflecht schadhast geworden ist: an einigen Stellen hielt das Gewebe noch zusammen, aber diese Stellen waren Inseln in einem lichten Gewirr von Rissen, fadenscheinigen Komplexen und Löchern. Ueber den Rücken zog sich ein langer diagonaler Spalt, den Peter Wulle mittels Packnadel und Bindfaden wieder zum Zusammenhalt zu bringen versucht hatte. Bei jedem Stich war dann wieder ein neues kleines Loch entstanden — und alle diese Löcher erweiterten sich nun bei jeder nicht ganz vorsichtigen Körperbewegung. Morgen für Morgen nahm Peter die Packnadel zur Hand, aber er sah die Zeit kommen, wo die Jade aller Quälerei müde werden und es ihm nicht mehr gelingen würde, sie auf dem Körper festzuhalten.

Zunächst verzagte er noch nicht. Er baute auf seinen Stern, der ihn bisher stets aus allen derartigen Verlegenheiten geführt hatte. Als Sammler von Lumpen, alten Kleidern, Hüten, Stiefeln, Papier, Glascherben, Eisen und dergleichen Dingen kam Peter Tag für Tag in viele Häuser. Er gab ein paar Pfennige dafür, steckte alles in einen großen Sack und lud diesen auf seinen kleinen Hundewagen, mit dem er strapauf, strapauf zog, verachtet von den honetten Leuten, die ihre Kleider beim Handwerker bestellen und gleich bar mit Goldstücken bezahlen — oder auch nicht. Peter Wulle fand in seinen Einkäufen immer das, was er brauchte und noch viel mehr. Und wenn er so einen Anzug pfundweise berechnete, kostete er ihn mitunter nicht mehr als zwanzig Pfennige. So hoffte er auch jetzt wieder, eine Jade in seinen Säcken zu finden.

Aber diesmal schien es doch, als sollte seine züversichtliche Erwartung getäuscht werden. Drei Wochen schon, Abend für Abend, untersuchte er mit peinlichster Genauigkeit die Einkäufe des Tages. Er förderte fünf Westen in diversen Farben zutage und zog drei Paar gut erhaltene Hosen aus den Säcken, aber es kam weder ein Rock noch eine Jade, noch ein Paletot, der das Wams hätte ersetzen können, zum Vorschein.

Peter Wulle fing an, verstimmt zu werden, trotzdem er für gewöhnlich sehr zur Fröhlichkeit neigte und auf einsamen Wegen wie eine Lerche sang, die erhaben ist über allen Schmutz und Blunder dieser Welt. Denn er war unabhängig und hielt die Achtung der honetten Leute nicht für unbedingt erforderlich zu einem stillvergnügten Dasein.

Aber das hinderte nicht, daß Peter Wulle augenblicklich sehr dringend einer neuen Jade bedurfte. Und dieses Bedürfnis nahm immer gebieterische Formen an: neuerdings war auch der rechte Kermel vom oben bis unten geplatzt und an dem linken kündete sich ein ähnliches Ereignis an.

Eines Tages, als Peter mit seinem Hundewagen von einem Dorf in die Stadt hereingezogen kam, entdeckte er auf einem frischgehackten Ackerbeet, das zu einer nabesliegenden Villa gehörte, eine Bogelscheuche. Er hielt sein Gefährt an und betrachtete sie mit Staunen und Bewunderung. Was dort auf einem in die Erde gesteckten Strauch hing, war eine wunderschöne, mit Schußlöchern verzierte Joppe.

„'n Skandal!“ murmelte Peter, „'n Skandal, das als Fraß für Wind und Wetter hinzuhängen!“

Kopfschüttelnd machte er sich auf den Weg nach Hause. . .

Aber er konnte die Joppe nicht vergessen und grübelte unaufhörlich darüber. Während er Kaffee aus seiner alten, henkellosen Tasse trank und ein Stück schwarzes Schmalzbrot dazu laute, überlegte er, ob es wohl möglich sei, sich auf ehrliche Weise in den Besitz des Wamses zu setzen. Er zählte sein Geld und kam zu dem Schluß, daß er höchstensfalls fünfzig Pfennig dafür opfern könne. Aber vielleicht hatte sie Schäden, die er vorhin nicht bemerkt hatte?

Peter Wulle wollte und mußte das erfahren. Dann ging er in der Dämmerung noch einmal hinaus, sah sich vorsichtig nach allen Seiten um, schlich auf den Acker und untersuchte die Joppe.

„'n Prachtstück einfach! 'n Prachtstück!“
Nur in der Farbe war sie etwas verflücht, sonst aber ohne Tadel.

Peter Wulle ging auf die Straße, überlegte reichlich, sah noch zehnmal zurück zur Joppe und begab sich dann entschlossen an das eiserne Gittertor der Villa. Aber gerade als er die Klingel ziehen wollte, fiel ihm ein, daß hier ja der pensionierte Oberförster wohne, der ihn einmal mit erhobenem Stoß und den verächtlichsten Schimpfworten zum Hause hinausgejagt hatte.

Peter zog die ausgestreckte Hand zurück und murmelte einen Fluch. Rein, da hinein ging er nicht. Dem hochnastigen Kerl wollte er nicht sein schönes Geld opfern. Außerdem: wer garantierte ihm diesmal für einen besseren Empfang als damals? Sich schlagen lassen womöglich?

Peter Wulle gab sich einen Ruck und marschierte mit trotzig erhobenem Haupte zurück in die Stadt, in seinen Lumpenkeller.

Und wieder begann er zu grübeln. Eine Jade mußte er haben. Nun ja, mancher hätte die Bogelscheuche einfach ausgezogen, und es war am Ende nichts dabei. Denn schließlich kann eine Bogelscheuche eher Wind und Wetter vertragen als ein Mensch. Aber stehlen wollte er nicht, hatte es noch nie getan. Trotzdem es gerade diesem verdammten Grobian nicht schaden könnte. Rein, wahrhaftig nicht! Peter Wulle wühlte sich immer mehr in seinen Acker hinein. Und dann lachte er plötzlich laut auf, weil er an das wütende Gesicht dachte, das der Oberförster machen würde, wenn er statt seiner schönen Joppe Peter Wulles zerlumpte Jade entdeckte.

Peter blies die Lampe aus und stieg auf die Straße. Dann schlich er sich im Dunkel der Häuserreihen entlang bis hinaus vor das Tor, versicherte sich, daß ihn niemand sah, ging geduckt auf das Ackerbeet, holte die Joppe herunter und hing seine Jade dafür auf den Strauch.

Gleich darauf war er wieder auf dem Rückwege und hatte das neue Kleidungsstück auf dem Körper. Ihm wurde warm und behaglich zumute und leise vor sich hinsingend ging er nach Hause.

Acht Tage später nahm ihn die Polizei auf der Straße fest. Der Oberförster hatte Anzeige erstattet und ein genaues Signalement der Bogelscheuche gegeben. Man beförderte Peter Wulle mit ein paar gelegentlichen Genickstößen auf die Wache, zog ihm die Joppe aus, verhörte ihn, der nicht leugnete, und entließ ihn mit einem gepfefferten Hinweis auf die gerichtliche Abhandlung.

Nun stand Peter Wulle bleich und verwirrt auf dem Marktplatz. Ohne Jade, mit zerrissener Weste und der bunten, gestickten Hose. Er stand da, drehte noch den zerbeulten Hut in den Händen und suchte das Geschehene zu fassen.

Es gelang ihm nicht. — Peter kriegte vierzehn Tage Gefängnis, weil, wie im Urteil ausgeführt wurde, „dieser Diebstahl von einem besonderen Raffinement zeugt“.

Die Leute, die Peter Wulle früher kannten, sagen nun, seit jener Zeit habe er ganz andere Augen als früher, sie seien böse und drohend geworden. Deshalb verschließen ihm immer mehr Menschen die Tür. Nun stiehlt Peter Wulle wie ein Rabe.

Die Lehrmeister der Babouvisten.

(Schluß.)

Von Mesliers Leben wissen wir fast nichts. Noch weniger Persönliches ist von dem nächsten französischen Vertreter des Kommunismus bekannt, von Morelly. Er scheint Schullehrer in Vitry-le-François gewesen zu sein. Sein Lebenslauf ist nur dadurch wenigstens in seinem Höhepunkt der Zeit nach festzulegen, daß seine beiden kommunistischen Werke in die fünfziger Jahre des 18. Jahrhunderts fallen; die „Vasillade“, eine Utopie nach dem Vorbilde von Thomas Morus und Campanella im Jahre 1763, das zweite, wichtigere, das „Gesetzbuch der Natur“ im Jahre 1765 heraus. Es erschien anonym und ist dann lange einem ganz anderen Schriftsteller zugeschrieben worden, als dem wirklichen Verfasser. Erst im vorigen Jahrhundert hat sich Morellys Autorschaft herausgestellt. Früher und noch in den Zeiten der Revolution hielt man das Buch für eine Schrift Diderots, unter dessen Werke es auch ein Verleger aufnahm. Die Berühmtheit Diderots verhalf dem Buche zu einem größeren Leserkreise, als ihm sonst geworden wäre. Wenn Babeuf Diderot als kommunistische Autorität zitiert, handelt es sich also in Wirklichkeit immer um Morelly. Auf den Titel der Morellischen Hauptchrift spielt Babeuf an, wenn er die Absicht der Gleichen ausdrückt, unter dem Schutze von hunderttausend Lanzen und Feuerkugeln das erste wahre Gesetzbuch der Natur zu verkünden,

das nie hätte gesprochen werden dürfen. Diese Auffassung des Kommunismus als des von der Natur Gegebenen findet sich auch bei Morelly, wie vorher schon bei Meslier. Morelly sieht in den Erzählungen vom goldenen Zeitalter Erinnerungen an das entschwindende Glück des urwüchsigen Kommunismus und verweist auf die Berichte von Reisenden über die Naturvölker Amerikas, die aus diesem Stadium gar nicht herausgekommen seien. Die amerikanischen Wilden — so hat ihm ein aus den Kolonien zurückgekehrter Gewährsmann versichert — „verabscheuen unsere Ungleichheit von Stand und Vermögen und vorzüglich unsere Habsucht“. Wenn Meslier die Habsucht für die Wurzel alles Übels erklärt, so sieht Morelly in ihr das grundlegende Laster, auf das alle anderen bösen Leidenschaften in letzter Linie zurückzuführen seien. Diese allgemeine Pest, das Sonderinteresse, hätte aber niemals um sich greifen können, wo sie keinen Nährstoff vorgefunden hätte, und so findet Morelly den Satz sonnenklar: „daß da, wo gar kein Eigentum bestände, auch keine seiner verderblichen Folgen würden bestehen können“. Das Sondereigentum hätte nie eingeführt werden, keine Teilung des gemeinsamen Besitzes je stattfinden dürfen. Jede Güterteilung, gleichviel ob gleich oder ungleich, jedes Sondereigentum an diesen Teilen erscheint Morelly als das, was Horaz den Grundstoff des größten Übels nennt. Wirkungen dieser verderblichen Ursache sind ihm alle gesellschaftlichen und politischen Schäden, alle moralischen Uebel. Man möge, so lange es einem beliebt, über die beste Regierungsform klügeln, man habe nichts getan, wenn dem Eigentum nicht die Wurzeln abgehauen würden. An dessen Stelle muß der Gemeinbesitz, der Kommunismus wieder eingeführt werden, um der Menschheit zum höchsten Glück zu verhelfen. Also beginnt der Morelly'sche Entwurf zu einem Gesetzbuch der Natur mit dem Grundsatz, daß nichts in der Gesellschaft jemandem im besonderen oder als Eigentum gehören soll, mit Ausnahme der Dinge, wovon er einen gegenwärtigen wirklichen Gebrauch mache, sei es für seine Bedürfnisse, seine Vergnügungen oder seine Tagesarbeit. Mit diesem letzten ist wohl gemeint, daß der einzelne auch seine Arbeitswerkzeuge in Besitz haben soll. Hier steht man denn gleich einen grundlegenden Unterschied gegenüber dem heutigen Sozialismus, für den gerade der Gemeinbesitz der Produktionswerkzeuge eine Hauptsache ist. Für Morelly spielen sie nicht diese Rolle, weil er noch nicht mit maschineller Produktion rechnet, sondern den Kleinbetrieb voraussetzt. Daraus erklärt sich auch, daß nach seinem Gesellschaftsplan dem einzelnen ein Stück Land zur Bewirtschaftung überwiesen wird. Davon ist er aber keineswegs Eigentümer, sondern die ganze Genossenschaft von etlichen tausend Menschen, die eine Cité, eine Stadt, innehat und eine im wesentlichen sich selbst genügende wirtschaftliche Einheit darstellt. In den öffentlichen Magazinen der Stadt werden die Ertragnisse der landwirtschaftlichen wie der gewerblichen Arbeit aufgestapelt. Handel damit gibt es nicht: es wird nichts verkauft oder gekauft. Vielmehr verteilt die Obrigkeit, die sich aus den Ältesten der Stadt zusammensetzt, ebenso wie die Arbeit auch die Arbeitszergebnisse unter die Mitglieder der Genossenschaft. Herborzuheben ist dabei, daß die Kleidung nicht luxuriös, die Nahrung nicht süppig sein soll. Hier lugt schon der asketische, jeder Verschwendung feindliche Zug dieser älteren Kommunisten hervor, der auch bei den Babouvisten wiederkehrt und seine Erklärung darin findet, daß die Produktivität der Arbeit damals eine viel geringere war als heutzutage, und deshalb der Verzicht auf das Ueberflüssige, die Beschränkung auf das Notwendige erforderlich schien, wenn die Notlage der Massen behoben werden sollte.

Am schärfsten springt das asketische, genußfeindliche Moment hervor bei Mably, dem letzten der Lehrmeister der Babouvisten. Daher kommt auch Mabl's ganz ungeschichtliche Schwärmerei für das Spartanertum, die sich dann bei den Babouvisten wiederfindet; Luxusgefesse spielen in dem Programm eine große Rolle, durch das er zunächst wenigstens einmal eine Annäherung an die naturgemäße Gleichheit herbeizuführen strebt, die das A und O seiner Betrachtung bildet. Seine kommunistische Gleichheitslehre hat den Babouvismus sicher stark beeinflusst. Man müßte es schon aus der Verwandtschaft im Gedankengang entnehmen, wenn es nicht auch durch Buonarroti ausdrücklich bezeugt würde. Während der Geschichtsschreiber der Verschwörung für die Gleichheit die anderen kommunistischen Lehrmeister der Babouvisten nicht besonders erwähnt, hat er dagegen für Mably sogar eine kurze Charakterisierung seines Gedankenganges übrig. Mabl's 1776 erschienenen Buch über die Gesetzgebung ist offenbar speziell für Buonarroti's geistige Entwicklung zum Kommunismus bedeutungsvoll gewesen. Der Geschichtsschreiber bringt im Laufe seines Werkes öfter Mabl'sche Grundgedanken zum Vorschein, so die Idee, daß alle Uebel der Gesellschaft Früchte der Habsucht und des Ehrgeizes seien. Diese Leidenschaften sind nun nach Mably selber nicht Mütter, sondern Töchter der Ungleichheit, um sie dann freilich mächtig zu befördern. Die Ungleichheit ist aber in ihrem Ursprung auf die Einführung des Eigentums zurückzuführen, worauf in letzter Instanz alle Uebel zurückgehen, unter denen die Menschheit leidet. An den Beginn der menschlichen Geschichte, die Mably, ebenso wie Morelly und Meslier, bloß als einen großen Irrweg ansieht, setzt er ein goldenes Zeitalter des Kommunismus und der allgemeinen Gleichheit. Um wieder zur Gleichheit zu gelangen, müßte man zum Kommunismus zurückkehren, den Mably sich offenbar ähnlich wie Morelly gedacht hat. Er glaubt die Bürger eines solchen Gemeinwesens in verschiedene Kategorien eingeteilt zu sehen, wovon

die stärksten bestimmt sind, das Feld zu bauen, die anderen den Handwerken obliegen, deren die Gesellschaft nicht entbehren kann. Er sieht mit weiser Phantasie überall öffentliche Versuchshäuser, worin die Reichthümer der Republik verschlossen liegen; die Obrigkeit haben fast keine anderen Obliegenheiten, als die Sitten aufrechtzuerhalten und jeder Familie ihren Bedarf zuzuteilen. Die Obrigkeit denkt er sich als gewählte Vertrauensmänner einer Demokratie, wie denn Mabl's politische Grundauffassung durchaus demokratisch, republikanisch und einer Revolution nicht abgeneigt ist. In seiner Schrift über die Rechte und Pflichten des Bürgers entwickelt er auch einmal den Gedanken einer kommunistischen Kolonie in Amerika oder einem anderen fernen Weltteil: „Ich will euch“, äußert er da, „im Vertrauen eine von meinen Vorarbeiten gestehen. Wenn ich in irgend einer Reisebeschreibung von einer wüsten Insel lese, deren Klima mild, deren Wasser gesund ist, so ergreift mich die Lust, dorthin zu ziehen und eine Republik zu gründen, in der alle gleich, alle reich, alle arm, alle frei, alle Brüder sind. Unser erstes Gesetz würde lauten: Niemand darf Eigentum besitzen. Wir würden die Früchte unserer Arbeit in die öffentlichen Magazine tragen; dort bestände sich dann der Staatschatz und das Erbe eines jeden Bürgers. Die Familienväter würden alljährlich Verwalter wählen, deren Amt es wäre, jedem einzelnen die zum Leben nötigen Dinge zu geben und ihm die Arbeit anzuweisen, die die Gemeinshaft von ihm verlangen würde.“ Etwas weiterhin meint Mably, es komme nur auf die Menschen an, daß diese Träume von einem goldenen Zeitalter in Erfüllung gingen. Seine Hoffnungen auf die Erreichung dieses Ideals waren aber tatsächlich sehr gering, wie das Buch über die Gesetzgebung zeigt. Er sieht dort aus, wie nicht nur mit dem Widerstand der Reichen zu rechnen sei, sondern außerdem damit, daß das Volk nur Anfälle von Grobheit, aber tatsächlich kein Gefühl von Gleichheit habe. Auch Morelly ist durchaus nicht zuversichtlich in bezug auf die momentane Durchführbarkeit seiner Ideen; er findet es „unglücklicherweise nur zu wahr, daß es in unseren Tagen fast unmöglich sein würde, ein ähnliches Gemeinwesen zu bilden“, und erklärt weiter, er habe nicht die Verwegenheit, sich zu vermaßen, das Menschengeschlecht zu reformieren, aber Mut genug, die Wahrschheit auszusprechen. So hat auch Meslier offenbar die Empfänglichkeit der Masse seiner Zeitgenossen für die kommunistischen Ideen bezweifelt; sonst hätte er gewiß seine Gedanken schon bei Lebzeiten der Welt kundgetan und dafür mündlich agitiert, anstatt sie als „Testament“ der Nachwelt zu unterbreiten. Sie haben alle drei das Gefühl gehabt, ihrer Zeit voraus zu sein. Wirklich war in den Massen zwar Empfänglichkeit vorhanden für kleinbürgerlich-radikale Lehren, die sich gegen den Feudalismus richteten, aber noch nicht für den Sozialismus: Die materielle Vorbedingung für die Verwirklichung sozialistischer Ideen, die Großindustrie, existierte noch gar nicht. Daraus erklären sich auch die Mängel, die den Ideen der Meslier, Morelly und Mably augenfällig anhaften. Weil die materiellen Verhältnisse noch nicht gegeben waren, aus denen der Sozialismus hervorzog, so blieben die Lehmeister der Babouvisten in der Utopie stecken, arbeiteten in ihrem Kopf den Plan für einen neuen Gesellschaftsbau aus, der mit dem geschichtlich Gewordenen und Gegebenen in keiner Verbindung stand und deshalb auch zur Verwerfung der ganzen Geschichte als eines großen Unsinns führte. Bestimmten allgemeinen Ideen ohne Rücksicht auf das wirklich Gegebene konsequent nachgehend, gelangen sie dann zu der Ueberspannung des Verlangens nach Abschaffung von Massencheidung und Ausbeutung, in der ihr Gleichheitsschema gipfelt. Sie sehen nicht, wie sich ihr Ideal aus der Wirklichkeit herausgestalten könne, und bleiben dann in der reinen Theorie stecken. In der Theorie haben die Babouvisten ihre Lehrmeister nicht erheblich überholt. Die Bedeutung der Babouvisten liegt darin, daß sie — unter bedeutend veränderten Verhältnissen — den Versuch gemacht haben, die Theorie in die Wirklichkeit überzuführen. Das gelang ihnen nicht und konnte ihnen damals nicht gelingen. Dagegen brachten sie den Keim einer sozialrevolutionären Partei zustande. Die Babouvisten standen, nicht zum wenigsten unter der Einwirkung Buonarroti's und seines Buches über die Verschwörung für die Gleichheit, als Blanquisten wieder auf, und in der Gestalt, die Wilhelm Weitling dem Gleichheitskommunismus gab, fand er dann auch bei deutschen Arbeitern Eingang. Er dominierte im Bund der Gerechten, um dann unter dem Einfluß von Marx und Engels durch den wissenschaftlichen Kommunismus verdrängt zu werden. Daraus erhellt denn wohl zur Genüge die geschichtliche Bedeutung der Lehrmeister des Babouvismus.

H. Conradt.

Hundehriefe und anderes von einer preußischen Königstochter.

Der pietistisch-frömmelnde Zug im Leben und Treiben der deutschen Fürstlichkeiten des zwanzigsten Jahrhunderts ist eines der gewöhnlichsten Merkmale beim Niedergang herrschender Klassen, Sippen und Geschlechter. Frömmigkeit und Luxus, Scheinheiligkeit und Laster, Redseligkeit und Mangel an sachlichen Talenten finden sich dann immer beieinander, als ob sie gar keine Gegensätze, sondern

nur gegenseitige Ergänzungen wären. Man braucht nicht lange zu suchen, um genügend Material als Belege dieser Anschauung zu finden. Da tut es denn einmal ordentlich wohl, in ein Fürstendasein hineinzufehen, das sich bei allen dunklen Schattenseiten eines Herrscherlebens doch durch eine oft bis zur Frivolität gehende derbe Ehrlichkeit auszeichnet.

Einen solchen Einblick gestattet ein soeben erscheinendes seltsames Buch, das der Verlag Langemische-Brandt (München) unter dem Titel: „Eine preußische Königstochter“ als ersten Band einer Reihe menschlich-allzumenschlicher Lebensdokumente aus vergangenen Jahrhunderten herausgibt. Es ist eine Neuaufgabe der vor fast einem Jahrhundert bei Cotta erschienenen „Denkwürdigkeiten der Markgräfin von Bayreuth“, die kurz nach dem Zusammenbruch des preußischen Staates ein ungeheures Aufsehen erregten, weil darin die Zustände am Berliner Hof von einer Kennerin ersten Ranges beleuchtet wurden. Die Verfasserin war die Tochter des alten Bedanten und Soldatennarren Friedrich Wilhelm I. und die Schwester des alten Fritz. Sie muß ein geist- und temperamentsvolles Frauenzimmer gewesen sein und war lange Jahre hindurch die einzige Vertraute ihres Bruders. Welchen Grad diese Vertrautheit erreichte, geht aus einem in der Literatur wie in der Geschichte wohl einzig dastehenden, im Anhang dieses Buches mitgeteilten Briefwechsel zwischen ihr und ihrem Bruder hervor, den sie ihren Schöpfung und mit der Hündin ihres Bruders führen läßt. Voltaire'scher Pynismus wechselt darin mit grazioser Anmut und die umständliche Briefrhetorik des 18. Jahrhunderts mit erschütternden Durchbrüchen rein menschlicher Empfindungen. Die beiden verliebten Hunde teilen sich ihre Verehrung für das Menschengeschlecht und die Gefühle ihrer Herrin und ihres Herrn mit; sie bekennen einander aber auch — und das ist der Punkt, wo der Briefwechsel auch für nicht zimperliche Naturen von heute unverständlich ist, da die Briefschreiber Bruder und Schwester sind — ihre rein fleischlichen Sehnsüchte. Wenn die Schwester ihren Hund nur weiblich reserviert sprechen läßt, so antwortet die Hündin des Bruders recht deutlich folgendermaßen:

„Aber, liebe reizender Fölicion (so heißt das Windspiel der Markgräfin), wollen wir Vergnügungen nur in der Erwartung genießen? Wollen wir nicht der Wirklichkeit entgegenführen, was die Sehnsucht unserer Herzen und den Gipfel unserer Wünsche ausmacht? Wollen wir auch so verrückt sein wie die Menschen? Die nähren sich mit Wünschen, übersättigen sich mit Hirngespinnsten, und während sie ihre Zeit mit nützigen Projekten verlieren, erfährt sie heimlich der Tod und hebt sie hinweg mit all ihren Plänen. Lassen Sie uns weiser sein, lassen Sie uns nicht dem Schatten nachlaufen, sondern die Sache selbst ergreifen.“

Was unter der zu ergreifenden Sache bei diesem sehr realpolitisch veranlagten Hund verstanden ist, geht aus dem Anfang des Liebesbriefes der Hündin hervor, der trotz seiner stilistischen Ziselierkunst mit seiner Pointe gegen den „bürgerlichen Hund“ von einer einfach überwältigenden unfreiwilligen Komik ist:

„Ich bin eigentlich nicht daran gewöhnt, Artigkeitsbezeugungen entgegenzunehmen, ich habe immer die strengste Keuschheit der Damen meines Landes beobachtet und jeden romantischen Heldennut durch ein kleines Abenteuer, bei dem ich mir meine Taille ein wenig verdarb, ergebüßt, aber Fölicion verzeihe ich, was ich einem bürgerlichen Hunde nicht hingehen lassen würde.“

Die Verfasserin des Hundebriefes war schon fünfzehn Jahre verheiratet, als sie ihren Hundebrief schrieb. Und obwohl der alte Fritz, diese seltsame Erscheinung auf einem Fürstenthron, in sexueller Hinsicht gar nicht einwandfrei war, so ist doch nach dem Inhalt des übrigen Briefwechsels zwischen ihm und der Markgräfin von Bayreuth nicht anzunehmen, daß es sich um mehr als geistige Geschwisterliebe, allerdings auf dem unter französischem Einfluß nicht sehr verwunderlichen Hintergrund ästhetischer Sodomiterei gehandelt hat.

Aber auch damit ist es genug. Und es ist gut, daß gerade bei Herrschern, die, wie der alte Fritz, auch von freien Köpfen im Glanze des untadeligen Helden und „ersten Dieners“ des Staates gesehen werden, das Menschlich-Allzumenschliche schonungslos und vollständig bekannt wird, denn die Hundebriefe des königlichen Geschwisterpaares sind unseres Wissens bis jetzt nur in der französischen Originalausgabe der „Oeuvres de Frédéric le Grand“ erschienen. Die Hundebriefe sind menschliche Dokumente. Sie zeigen den Preußenkönig und seine Schwester, wie sie waren, genial bis zur Verrücktheit, und ehrlich bis zur Frivolität. Es fehlt wenigstens nicht die Grobzügigkeit, welche des alten Fritz Nachfolger immer nur zu kopieren suchten.

Welcher raffige humorvoll überlegene Geist in der Verfasserin der „Denkwürdigkeiten“ lebte, deren schriftstellerisches Talent zweifellos größer war als das ihres Bruders, geht aus der Schilderung eines Reiseunfalls hervor, den sie ein halbes Jahr nach ihrer Hochzeit in gesehneten Zustände erlitten.

„Man hatte eine trachtige Stute an meinen Wagen gespannt, kaum hatten wir zwei Stationen zurückgelegt, so stürzte das Tier, der Wagen ging über sie und ward umgeworfen. Wir hatten mit sehr vorsichtigen Leuten zu tun, die irgendeine Entführung befürchteten haben mochten, denn es befanden sich zwei geladene Pistolen im Wagen, und außerdem noch ein paar sehr schwere Koffer, die wenigstens weder Wechsel noch Gold enthielten. Diese

ganze Ladung fiel mir, ohne mir den geringsten Schaden zu tun, auf den Leib. Meine Hofmeisterin schrie ohne Aufhören wie ein gereichteter Sünder: O, mein Gott und Heiland, erbarme dich meiner. Ich fragte sie: ob sie sich wehe getan hätte? sie verneinte und fuhr fort zu schreien. Der ganze Austritt war so komisch, daß ich, beladen wie ein Maulesel unter all meinem Gepäc vor Lachen fast erstarrte.“

Dieser kleine Ausschnitt wirkt in seiner Lebendigkeit und kulturhistorischen Anschaulichkeit wie eine Zeichnung des alten Kupferstechers Chodowiecki.

Die Pfaffen mochte die Bayreutherin ebensowenig wie ihr Bruder. Köstlich ist die Schilderung von Geistlichkeit und Adel bei einem Empfang in der damaligen markgräflichen Stadt Hof:

„Auch die Geistlichkeit beehrte mich mit ihrer Begrüßung. Das waren nun wieder andere Art Geschöpfe. Die hatten grobe Halskrausen wie Wäschekörbchen; ihre Anreden wurden sehr langsam vorgetragen, damit ich sie besser verstehen könnte, sie sagten das lächerlichste Zeug von der Welt, und ich hatte wieder alle Mühe, mein Gelächter zu unterdrücken.“

Endlich schaffte ich mir alle unbarmherzigen Redner vom Leibe und setzte mich zu Tische. Ich versuchte mehrere Gegenstände, um meine adelige Tischgesellschaft zum Sprechen zu bringen, aber es war vergeblich. Endlich brachte ich sie auf das Wirtschaftssach, und da ging ihnen das Herz auf. Augenblicklich erhielt ich Kenntnis von ihren Herden und Höfen, ja es erhob sich sogar ein sehr geistreicher und interessanter Streit, bei dem es darauf ankam, zu entscheiden, ob die Ochsen im Ober- oder Unterlande fetter wären.

Man hatte mir gesagt, ich müßte den folgenden Tag, weil es ein Sonntag sei, in Hof bleiben und die Predigt mit anhören, so eine Predigt hatte ich denn auch noch niemals gehört! Der geistliche Herr begann damit, alle Heiraten herzuführen, die von Adam bis Noach stattgefunden hatten, er erließ uns nicht den geringsten Umstand, so daß die Männer lachten und die Weiber bis an die Nagelspitzen erröteten.“

Das Buch der preußischen Königstochter ist ein Quellenbuch ersten Ranges zum Studium der „aufgeklärten“ Despotie und der Zustände unter derselben. Aber ob uns Luft und Entrüstung bei der Lektüre erfährt, oder ob wir hell auflachen müssen, die herberfröhliche Ehrlichkeit der Darstellung hat immer etwas Erfrischendes, und so stellt sich uns diese interessante preußische „Urstante“ als eine willkommene Ausplauderin vor, die vor anderen preußischen Königstöchtern den Vorzug hat, immer interessant zu sein. H. H.

Kleines feuilleton.

Klima und Mensch bildete das Thema eines anregenden Vortrages, den Prof. Zung am Dienstag in der Urania hielt. Er ging aus von der Tatsache, daß der Mensch eine Anpassungsfähigkeit an das Klima besitzt wie kein anderes höher organisiertes Wesen, und daß diese Erscheinung der Hauptsache nach ein Ausfluß seines Intellektes sei, der ihn befähige, sich durch künstliche Hilfsmittel gegen die Unbilden der Bitterung und des Klimas zu schützen, obwohl er eines natürlichen Schutzes entbehrt. Ein sehr bedeutamer Faktor bei der steten Aktivität des Menschen ist die gleichbleibende Körpertemperatur. Die Tiere, die sie nicht besitzen, werden in ihrer Lebenstätigkeit abhängig von der Außentemperatur. In höherer Temperatur werden sie sehr lebhaft, bei niedriger lethargisch, um bei gewissen Grenzen eine besondere Tätigkeit ganz einzustellen, nur noch fortvegetieren. Der Vortragende verbreitete sich des näheren über diesen Gegenstand und legte dar, wie die Vorgänge dabei verlaufen und wie sie der wissenschaftlichen Erforschung und Messung zugänglich gemacht werden. Sodann besprach er die Einrichtungen des menschlichen Körpers, die zum Schutze gegen die übermäßige Hitze und Kälte vorhanden sind, wie die verschiedenen Klimaten es mit sich bringen. Auch die Wirkungen des Gebirgsklimas auf den Menschen und die heilkräftigen Einflüsse wurden an den physiologischen Erscheinungen, wie sie bei der Atmung in größeren Höhen mit verdünnter Luft eintreten, largelegt. Die heilkräftigen Wirkungen des Gebirgsklimas sind hauptsächlich auf die Anregung der Bluttätigkeit durch die Einatmung verdünnter Luft zurückzuführen. Diese bringt es mit sich, daß trotz der verminderten Sauerstoffeinatmung doch eine günstigere Ausnutzung des Luftsaurestoffes in den Lungen und eine reichlichere Sauerstoffernährung stattfindet. Hinzu tritt aber noch die allgemeine Anregung, die der Mensch durch seine Sinneswerkzeuge, vornehmlich auch durch die Haut, in bewegter und reizenderer Luft erfährt. Zum Schluß ging Prof. Zung noch auf einen praktischen Fall ein, nämlich den Typus des Amerikaners, der sich aus europäischen Elementen gebildet hat und doch eine ganz neue Erscheinung hervorbringen vermochte. Das unterschiedlichere Klima im Sommer und Winter, die anderen Einflüsse des wechselnden Wetters, die Kreuzung vieler verschiedener Völkerrassen usw. (ob die wirtschaftlichen Faktoren nicht auch hierbei entscheidend sind? Die Red.), bedingen im ganzen eine größere Aktivität des dortigen Lebens, die ihre Einflüsse auf die Körperkonstitution — die ja bekanntlich zur Magerkeit und Zähigkeit neigt — schon in so verhältnismäßig kurzer Zeit äußern konnte.